



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ludwig, der kleine Auswanderer.

ich mich im Anfang, als ich von Europa her als Neuling in die Mission kam, ordentlich darüber entsezt; inzwischen aber ist es mir klar geworden, daß das mancherlei Vorteile hat und in diesen südlichen Gegenden keineswegs zu verachten ist. Das hält den Fußboden, der natürlich in solchen Wohnungen nur aus gestampfter Erde besteht, schön glatt, benimmt den Staub, vertreibt mancherlei Ungeziefer, und schaut so braun und schwarz mancherlei wie poliert. Allerdings muß die Prozedur auch verstanden sein; das schwarze Frauenvolk versteht sich ausgezeichnet darauf.

Dies war unser erster Ausflug und ist bis zur Stunde auch unser einziger geblieben. Wir sind nur zwei Schwestern hier, und da bleibt zu Ausflügen nicht viel Zeit. Viele Besuche in Heidenraals sind hier gottlob auch gar nicht notwendig, denn die Leute kommen von selbst. Sie lassen sie ein Kind ohne die hl. Taufe sterben; das kommt gar nicht vor. Wohl zögert mancher alte Käffner der vielen Weiber wegen, die er nicht entlassen will, mit seiner Bekehrung und Taufe; doch von seinen Kindern soll keines ungetauft sterben. Wird eines derselben schwer frank, so kommt er selbst, es zu melden und um dessen Taufe zu bitten. Auch ein Totenhemdchen pflegt er ihm zu tauften; für solchen Zweck hat er immer noch ein paar Pfennige übrig. Wie ganz anders ist das oft in Natal, zumal in Gegenden, die von einer Missionsstation etwas weit entfernt sind! Doch darüber will ich gelegentlich ein eigenes Geschichtchen erzählen.

Für heute nehme ich von unsren geehrten Lesern und Leserinnen Abschied mit der Bitte, sie möchten in dieser harten Kriegszeit uns und unsere arme Mission nicht ganz vergessen.

Ludwig, der kleine Auswanderer.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Die Ankunft des französischen Knaben war sogleich im ganzen Dorf bekannt worden und machte großes Aufsehen. Den Tag über kam eine Menge Kinder und auch einzelne Mütter in das Haus des Pächters, um den fremden Knaben zu sehen. Gegen Abend pflegten sich die Bauern unter der großen Linde mitten im Dorf zu versammeln, um ein Pfeifchen Tabak zu rauchen und dabei die Tagesneuigkeiten zu besprechen.

Diesmal war Ludwig das einzige Gespräch. Neben einer Weile kam auch der Ortsvorsteher zu ihnen und setzte sich in ihre Mitte. Lorenz bemerkte ihn durch das Fenster und ging mit Ludwig zu ihm hin, ihm den Knaben vorzustellen. Er erzählte, wie er das Kind im Walde gefunden und fügte bei: „Ich mache Euch hiemit die Anzeige, daß ich das Kind, bis die Mutter es abholt, bei mir behalten werde.“

Die Bauern lobten Lorenz wegen seiner christlichen Nächstenliebe; einige aber meinten, er habe schon Kinder genug zu ernähren und es sei nicht klug von ihm, noch ein fremdes Kind anzunehmen. Einer der Bauern, namens Karl, der schon lange gegen den Pächter besonders feindlich gestimmt war, behauptete sogar, man müsse den jungen Franzosen sofort aus dem Dorf schaffen. „Bedenkt, Nachbarn,“ sagte er, „die Ausgewanderten sind Feinde Frankreichs, denn sie wollen die neue Regierung nicht anerkennen. Was werden die französischen Soldaten dazu sagen, wenn sie hieher kommen? Ich fürchte, sie werden unser ganzes Dorf plündern oder gar in Brand stecken.“

Ein Teil der Bauern stimmte ihm bei, andere widersprachen; es entstand ein Wortwechsel, der immer lauter und drohender wurde. Zuletzt kamen auch Frauen und Kinder herbei, um zu hören, was es da gebe.

Als das Gezänk anfing, bedenklich zu werden, kam auch der Herr Pfarrer herbei, hörte eine Weile zu und sagte dann: „Liebe Freunde und Pfarrkinder, ihr ängstigt euch ohne Grund. Die französischen Soldaten werden euch dieses Kindes wegen kein Leid zufügen, im Gegenteil, es wird einen guten Eindruck auf sie machen, daß ihr es aufgenommen habt. Legt übrigens im Notfalle nur die Schuld auf mich allein; ich werde mich schon zu verantworten wissen. Mein Grundsatz ist: Tue recht und scheue niemand!“

Der Pfarrer nahm hierauf den kleinen Ludwig freundlich bei der Hand, stellte ihn in ihre Mitte und sprach: „Seht, ein solches Kind hat auch unser göttlicher Heiland einmal in die Mitte seiner Jünger gestellt und zu ihnen gesagt: „Wer eines von diesen Kleinen annimmt, der nimmt mich auf! Ferner sehet wohl zu, daß ihr keines von diesen Kleinen gering achtest, denn ich sage euch, ihre Engel sehen beständig das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.“ Glaubt mir, was ihr an diesem armen, verlassenen Knaben hier tut, das wird euch der liebe Gott an euren eigenen Kindern reichlich segnen. Es ist jetzt Krieg, viele eurer Söhne stehen im Felde und sind täglich und ständig taujend Gefahren ausgesetzt. Sollte einer von diesen braven Männern und Junglingen fern von der Heimat, verwundet und blutend unter freiem Himmel daliegen und zu Gott um Hilfe rufen, dann wird der Herr wohl seiner sich auch erbarmen und ihm gute Menschen zuschicken, die sich seiner liebreich annehmen.“

Diese Worte machten auf die Anwesenden tiefen Eindruck, besonders auf die Mütter, Schwestern und Bräute der im Felde stehenden Krieger. Sie alle versprachen, die Ermahnungen ihres ehrwürdigen Seelsorgers treu zu befolgen. Der kleine Ludwig aber küßte dem Pfarrer dankbar die Hand, daß er sich seiner so liebevoll angenommen; dieser aber sagte zu ihm, er möge morgen zu ihm in den Pfarrhof kommen, ihn zu besuchen.

Ludwig rechnete sich die freundliche Einladung zu hoher Ehre an. Er bürstete am nächsten Morgen seinen blauen Frack reinlich aus und bat seine Pflegemutter ihm seine langen Haare zierlich auszukämmen. Dann nahm er mit Erlaubnis der Mutter den Strohhut des kleinen Konrad, indem er sagte, es schaffe sich nicht, ohne Hut Besuche zu machen, und ging in das Pfarrhaus. Hier ließ er sich zuerst beim Herrn Pfarrer anmelden, trat dann mit seinem Anstand und einer Verbeugung ins Zimmer und sagte in französischer Sprache, er komme dem Herrn Pfarrer seine Aufwartung zu machen und ihm nochmals für die Güte zu danken, mit der er sich gestern für ihn verwendet habe.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis und großer Kinderfreund, verstand die französische Sprache sehr gut und hatte in seiner Bibliothek auch mehrere französische Bücher, allein französisch reden konnte er nicht, weil ihm in dem abgelegenen Dorfe die Uebung dazu fehlte. Er hieß also den Knaben in deutscher Sprache willkommen, ließ ihn neben sich auf das Kanapee sitzen und sagte: „Wiewohl ich, mein lieber Ludwig, nur in deutscher Sprache mit dir reden kann, so verstehe ich deine Sprache dennoch sehr wohl, zumal du eine sehr reine und deutliche Aussprache hast. Rede also immerhin mit mir französisch; ich werde, da du von unserer Sprache das meiste verstehst,

dir deutsch antworten, jedoch hie und da mit einem französischen Worte nachhelfen." Das war dem kleinen Ludwig sehr lieb, und er war nun sehr beredt.

Der Pfarrer erkundigte sich nach seiner Mutter, fragte ihn, ob er schon lesen könne und ob er auch einen Religionsunterricht erhalten habe. Ludwig konnte ihm beides bestätigen; die gute Mutter hatte ihm das Lesen beigebracht. Tatsächlich las er aus einem französischen Buch, das ihm der Pfarrer vorlegte, mit großer Fertigkeit und vielem Nachdruck. Vom christlichen Glauben aber hatte ihm die Mutter namentlich die Lehre von der göttlichen Vorsehung eingeschärft, daß der liebe Gott alles, auch die Leiden, zu unserem Besten lenkt, und daß wir einst zu ihm in den Himmel kommen werden, wenn wir das tun, was der himmlische Vater uns durch seinen lieben Sohn zu tun befohlen hat.

Der gute Priester war über die Antworten des Kleinen hocherfreut und sagte: "Ich sehe schon, du hast eine sehr gute, fromme Mutter gehabt, und sie hat dir gerade jene Lehren eingeprägt, welche dich im jetzigen Leid am besten trösten können. Befolge nur diese Lehren recht getreu und bete fleißig, dann wird alles gut werden."

"Das will ich schon tun," erklärte Ludwig, "allein ich weiß nicht, wie das kommt! Als ich draußen im Walde betete, erhörte mich der liebe Gott gleich und schickte mir den Lorenz zu; jetzt aber, da ich bete, er solle mich wieder die liebe Mutter sehen lassen, erhört er mich nicht, obichon ich schon seit drei Tagen darum bete. Wenn ich an seiner Stelle wäre, würde ich die Menschen sogleich erhören und jedem geben, um was er bittet."

"Da würdest du großes Unheil anrichten, mein lieber Ludwig," sagte der Pfarrer. "Gott, der Allwissende, allein weiß, was uns Menschen gut ist. Indes ist ein frommes Gebet nie vergebens. Gott hilft immer zur rechten Zeit, allerdings oft anders, als wir wünschen, aber auch besser, als wir nur zu wünschen vermögen. Das wirst du sicherlich noch selbst an dir und deiner lieben Mutter erfahren. Vorläufig ist für dich gesorgt. Ich selber will dir täglich ein oder zwei Stunden Unterricht erteilen. Lesen kannst du schon ziemlich gut, ich will dich auch Schreiben und Rechnen lehren; auch Deutsch sollst du bei mir lernen und vor allem einen guten Religionsunterricht erhalten. Grüße mir deine Pflegeeltern schön, melde ihnen, was ich dir gesagt habe, und komme morgen wieder." —

Ludwig besuchte die Lehrstunden, die ihm der gute Pfarrer gab, mit großem Eifer. Er war ein sehr wissbegieriger und talentierter Knabe und eignete sich so in kurzer Zeit die schönsten Kenntnisse an.

Inzwischen nahte der Namenstag des Herrn Pfarrers. Ludwig bat seine Pflegemutter um einen Groschen. Auf die Frage, was er damit anfangen wolle, erklärte er: "Ich möchte dem Herrn Pfarrer, der ein großer Blumenfreund ist, zu seinem Namenstag eine Freude machen und ihm eine Rose kaufen. Er hat zwar viele Rosenstöcke in seinem Garten, allein man sieht daran noch nichts als Knospen. Ähnlich ist es in unserm eigenen

Gärtchen und überall im Dorf, wo ich nachgesehen habe; nur vor dem Fenster des Müllers steht ein Rosenstock, der schon herrliche Rosen trägt. Ich habe den Knaben des Müllers nur um eine einzige gebeten, aber er sagte, um einen Groschen wolle er mir eine verkaufen."

Mutter Johanna sagte lächelnd: "Das ist schön, daß du den Herrn Pfarrer so in Ehren hältst und so dankbar gegen ihn bist; für solchen Zweck gebe ich dir den Groschen mit Freuden."

Ludwig eilte nun mit dem Geld der Mühle zu und bat den Müllersknaben, ihm für den Groschen die versprochene Rose zu geben. Der Müller aber, der dies hörte, entgegnete: "Das ist ein törichter Einfall von dir, Ludwig. Weshalb willst du für eine Rose Geld aussgeben? Warte noch vierzehn Tage, dann kannst du Rosen genug umsonst haben. Aber so töricht wie du handeln



Deutscher Feldgeistlicher im Osten. Welt-Press-Photo, Wien.

noch viele Menschen, die sich viel Geld kosten lassen, um etwa zwei oder drei Wochen früher Baumfrüchte oder Gemüse zu essen, die späterhin wohlfreier und auch besser und schmackhafter zu bekommen wären. Man muß warten können; die Zeit bringt Rosen."

Als nun aber Ludwig sagte, er wolle die Rose nicht für sich kaufen, sondern dem Herrn Pfarrer ein Geschenk zum Namenstag damit machen, entgegnete der Müller sehr freundlich: "Das ist was anderes! Das ist ein herrlicher Einfall von dir! Stecke deinen Groschen nur wieder ein, lieber Kleiner, nicht nur eine Rose sollst du haben, sondern den ganzen Rosenstock. Für unsern lieben Herrn Pfarrer ist mir nichts zu viel."

Wer war nun glücklicher als Ludwig! Wie im Triumphzug trug er den Rosenstock nach Hause und am Namenstag eilte er damit zum Pfarrhof, überreichte sein Präsent und sagte dabei ein Sprichwort, das er kürzlich gelesen hatte: "Gott woll', Ihr Leben zu erfreuen, — auf Ihre Wege Rosen streuen!"

Der Pfarrer war über die Dankbarkeit des Knaben sehr gerührt und sagte: „Gott segne dich, lieber Ludwig! Du gleitest jetzt einer zarten Rosenknospe; bleib immer fromm und gut, und du wirst schöner blühen, als die vollen Rosen hier.“ — Als Ludwigs Namensfest kam, schenkte ihm der Pfarrer ein recht schönes französisches Gebetbüchlein, in das er vorne den Spruch geschrieben hatte: „Jugend und Schönheit welsen dahin gleich den Blumen; wer aber den Willen Gottes tut, besteht ewig.“ Ludwig benützte das schöne Büchlein mit großer Freude und zog reichen geistlichen Gewinn daraus.

* * *

Der kleine Ludwig war in seinem neuen ländlichen Aufenthalt bald eingewöhnt. Er gewann seine guten Pflegeltern sehr lieb und ging mit ihren Kindern so ver-



Die von einem Granatsplitter getroffene Christusfigur am Friedhof zu Konstantinow (davor ein deutscher Straßenposten.)

traut um, als wären sie seine Geschwister. Zwar hatte er noch immer Sehnsucht nach seiner Mutter, allein er tröstete sich mit der Hoffnung, sie bald wieder zu sehen, und die fröhliche Gemütsart, die Kindern eigen ist, und mit der Ludwig besonders reich begabt war, verscheuchte alle traurigen Gedanken. Er war immer so fröhlich und dienstfertig und hatte so gute Einfälle, daß alle im Hause ihn täglich lieber hatten; ja im ganzen Dorf war er bei jedermann beliebt.

Die ländliche Kost kam ihm anfangs etwas sonderbar vor. Gleich am ersten Morgen fragte er, ob der Kaffee noch nicht fertig sei. Die Mutter antwortete lächelnd: „Lieber Ludwig, wir haben hier unsern eigenen Gebrauch, in den du dich auch fügen mußt. Einige vornehme Leute in der Stadt trinken den Kaffee ohne Milch, wir Landleute aber trinken Milch ohne Kaffee. Wir

finden das wohlseiler; überdies ist die Milch viel gesünder und nahrhafter. Versuch es einmal!“ Sie brachte ihm ein Schüsselchen voll Milch und ein kräftiges Stück Roggenbrot, und Ludwig, der zuvor eine gute Weile auf den Feldern und Wiesen umhergehüpft war, fand Milch und Brot sehr gut. Er sagte, der beste Kaffee würde ihm bei weitem nicht so gut geschmeckt haben, und er wolle sich künftig zum Frühstück immer Milch statt Kaffee erbitten.

So ging es auch mit anderen Speisen. Fleisch bekam er selten, sondern meistens nur Speisen von Mehl, Milch und Butter, gekochtes Obst und allerlei Gemüse, was aber Johanna recht gut und schmackhaft herzurichten verstand. Da Ludwig auf dem Lande mehr Bewegung hatte, als in der Stadt, war er immer vorzüglich bei Appetit, und die Speisen schlugen ihm recht gut an; er bekam ein viel gesünderes Aussehen und blühte wie eine Rose.

Das Ungenehme des Landlebens schätzte er um so mehr, weil ihm alles neu war. Eines Tages hatte Johanna die Wohnstube frisch ausweisen lassen, die Fensterscheiben waren spiegelblank gepuvt und der Fußboden schön gescheuert. Ludwig staunte, als er am nächsten Morgen in die Stube trat, meinte dann aber: „Es ist hier wohl recht hell und freundlich, aber in der Stadt haben wir ein noch viel schöneres Zimmer gehabt. Da waren schöne Landschaften an die Wand gemalt, zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in goldener Rahme und den Fußboden bedeckte ein großer farbiger Teppich. Mutter, so solltest du deine Stube auch ausschmücken lassen.“

„Lieber Ludwig,“ entgegnete die Mutter, „für solche Dinge haben wir Landleute kein Geld; wir haben sie auch gar nicht nötig. Wozu eine Landschaft an die Wand malen lassen? Wir dürfen nur einen Blick durchs Fenster werfen, so haben wir die schönste Landschaft vor Augen. Der See dort ist ein größerer und schönerer Spiegel, als einer aus Glas, und die Wiesen und Felder rings um unser Dorf bilden einen Teppich so prächtig und farbenreich, wie ihn kein Fürst zu eigen nennen kann. Meinst du nicht auch so, mein kleiner Ludwig?“

„Gewiß! Mutter, du hast recht. O wie schön ist es doch hier auf dem Lande! Wenn ich in der Stadt zum Fenster hinaussah, erblickte ich nichts als Dächer, Mauern und Pflastersteine. Wenn meine Mama zurückkommt, werde ich ihr sagen, sie soll künftig auch auf dem Lande wohnen.“

Was dem munteren Ludwig das Leben auf dem Lande noch besonders angenehm machte, war die natürliche Fröhlichkeit, mit der alle Kinder des Dorfes abends bei der großen Linde oder draußen auf der Wiese zum gemeinschaftlichen Spiel zusammenkamen. Wie es in Kriegszeiten gewöhnlich geht, spielten die Knaben jetzt meistens Soldaten. Ludwig, der in der Stadt verschiedenemal die Soldaten hatte exerzieren sehen, sagte: „Ihr macht das nicht recht! Wenn es euch beliebt, so will ich euch zeigen, wie man es machen muß!“

Alle stimmten zu, und Ludwig lehrte sie nun, schön in Reih und Glied zu stehen, stramm den Säbel zu halten und das Gewehr — das meist nur ein gewöhnlicher Hafelstock war — zu schultern und auf mannigfache Weise zu handhaben. Da wurde dann marschiert, rechts- und linksrum gemacht, verschiedene Schwenkungen ausgeführt, geschossen, angegriffen, gesiegt; alles wie im Krieg. Ludwig war natürlich General; andere Knaben, die ihre Sache besonders gut machten, wurden von ihm zu Hauptleuten und Obersten ernannt. Der reiche Müller kaufte seinem

Knaben eine kleine Trommel, und Mutter Johanna spendierte ein weißes Tuch als Regimentsfahne. Sie war allerdings etwas schadhaft, allein Ludwig erklärte, das mache nichts, im Gegenteil, je zerstörter die Fahne sei, desto ruhmvoller. Auch Ordensauszeichnungen gab es mit der Zeit, die allerdings nur in farbigen Papierstreifchen bestanden, während die Brust des Generals ein Stern zerte.

Das halbe Dorf lief wiederholt zu diesen Soldatenpielen herbei, und selbst der Herr Pfarrer schaute manchmal lächelnd von seinem Fenster aus dem muntern Treiben der kleinen Helden zu, denn er hatte es gern, wenn die Kinder fröhlich waren und sich in gemeinsamem Spiel miteinander belustigten. Da stand dann der wackere Ludwig fein und zart wie ein Prinz vor den etwas derber gebauten Bauernknaben und wußte seine Befehle mit einem Ernst zu geben, als handle es sich um die wichtigste Angelegenheit der Welt.

Mutter Johanna fragte ihn einmal, ob er nicht später Soldat werden wolle. „Gewiß“, entgegnete er, „ich will Offizier werden!“ — „Das ist aber eine gefährliche Sache. Wie, wenn du im Kriege verwundet wirst, oder gar ums Leben kommst?“ — „Das soll mich nicht vom Militärdienst abhalten, denn ich habe jüngst in einem Buche gelesen und glaube es auch: „Schön und rühmlich ist's, fürs Vaterland zu sterben!““

(Fortsetzung folgt.)

Wenn deine Lieben von dir geh'n

Wenn deine Lieben von dir geh'n,
Blick auf in deinen Tränen.
Gott will, du sollst gen Himmel seh'n
Und dich nach oben sehnen.

Und schied er durch des Todes Hand
Dich von den Lieben allen,
So wirst du nach dem Vaterland'
Nur um so leichter wallen.

Ein Pilger gehst du durch die Welt,
Die Heimat aufzufinden;
Bricht ab der Tod dein Wanderzelt,
Wird all dein Kummer schwinden.

Die letzten Tränen sind geweint,
Nichts kann dich mehr betrüben,
Du bist auf Ewigkeit vereint
Mit allen deinen Lieben.

Gehet zu Joseph!

„Mein Sohn war von seinem Regiment nach einer großen Schlacht am 25. September 1915 als „vermisst“ gemeldet worden. Ich ließ zu Ehren der lieben Muttergottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und Franz Xaverius vier Novenen verrichten. Nach wenigen Tagen traf eine günstigere Nachricht ein, die mich etwas beruhigte; genau nach einem Monat aber kam ein Brief von meinem Sohne mit der Meldung, er sei verwundet und befände sich in französischer Gefangenschaft. Beisiegender 5 Ml. Missionsalmosen.“ — „Ich schreibe es der Fürbitte des hl. Joseph zu, daß mein Sohn zweimal aus großer Kriegsgefahr gerettet wurde, das erstmal in Frankreich, und später in Galizien; auch in vielen

anderen Stücken hat mir dieser große Heilige geholfen, weshalb ich zu seiner Ehre 50 Ml. für die Mission beilege.“

„Voriges Jahr drohte mir ein großes Unglück im Stall, doch nach vertrauensvoller Anrufung des heiligen Joseph wurde das Uebel wieder abgewendet. Leider verschob ich geraume Zeit die versprochene Veröffentlichung; da erkrankte jüngst meine schönste und wertvollste Kuh, die mir um viele hundert Mark nicht feil gewesen wäre. Wieder wandte ich mich an den hl. Joseph und versprach ein Heidenkind auf seinen Namen taufen zu lassen, und wurde abermals erhört. Nun will ich aber nicht länger zögern und sage ihm öffentlich meinen pflichtschuldigen Dank; zugleich sende ich 21 Ml. für das versprochene Heidenkind.“ — „Ich war längere Zeit frank; mein



Jesus, das Vorbild der Kreuzträger.

Mann mußte einrücken und ließ mich mit zwei Kindern und der Erwartung eines dritten zurück. Da ich keine gute Entbindung hoffen durfte, wandte ich mich ans göttliche Herz Jesu, an die liebe Muttergottes und den hl. Joseph und versprach, jedes Jahr, solange ich lebe, ein Heidenkind taufen zu lassen. Meine Bitte war erhört, es ging alles über Erwarten gut und auch meine Gesundheit hat sich bedeutend gebessert; will auch noch erwähnen, daß mir die liebe Muttergottes schon oft geholfen, namentlich einmal in einem großen Seelenleiden. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“ war verprochen.

„Es hatte sich das Gerücht verbreitet, mein Mann zähle zu den Vermissten. Ich wandte mich sogleich an die liebe Muttergottes, den hl. Joseph, hl. Antonius und die armen Seelen, versprach die Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Johann-Joseph“ und ein Antoniusbrot, daß mir der liebe Gott auf die Fürbitte